



Der Rassismus in uns

Aufgeklärte Menschen sprechen sich gern von Rassismus frei.

Dabei ist er Teil der europäischen Identität.

**Wenn wir etwas verändern wollen, müssen wir uns also mit
uns selbst auseinandersetzen. Und zwar wir alle.**

TEXT: TIMO REUTER

Rassismus ist böse. Die menschenverachtende Ideologie gehört zu den schlimmsten Kapiteln der Geschichte – und sie wirkt bis heute. Denn mordende Rechtsextreme und rassistische US-Polizisten sind noch immer traurige Realität. Wir hingegen, die Aufgeklärten und Weltoffenen, empfinden Abscheu, wenn Neonazis den rechten Arm in die Luft recken oder Menschen aus Hass durch die Straßen jagen. Wir verurteilen natürlich den Nationalsozialismus und den Rassismus in den USA. All das passt ja auch bestens zu unserem Selbstverständnis als moderne Europäer*innen. Die Menschenrechte – eine französische Erfindung. Der Liberalismus – eine britisch-angloamerikanische Errungenschaft. Der Humanismus – eine Idee aus Italien. Und überhaupt: die Aufklärung, diese universalistische Forderung nach Freiheit und Gleichheit, nach Bildung und Toleranz. All das ist Europa, all das sind wir. Oder sollten wir besser sagen: All das wollen wir gern sein?

Wie selbstverständlich erteilen sich Linke und Konservative, Christinnen und Humanisten die Absolution: Wir sind keine Rassisten – weil wir keine Rassisten sein wollen. Und weil Rassismus böse ist. Ein Persilschein, unterschrieben von uns selbst. Doch was ist er wert? Schon der große Philosoph Aristoteles (384–322 v. Chr.) notierte in seiner »Nikomachischen Ethik«: »Handlungen aus sittlicher Gesinnung entsprechen der sittlichen Anforderung.« Immanuel Kant (1724–1804) schließlich adelte die Gesinnungsethik gleich am Anfang seiner »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«: »Es ist überall nichts in der Welt, (...) was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.« Ist also alles gut, weil wir es so wollen?

Die Realität lässt Zweifel aufkommen: Laut der Antidiskriminierungsstelle des Bundes wurde in Deutschland beinahe jede vierte Person mit Migrationsgeschichte in den vergangenen 24 Monaten rassistisch diskriminiert. Im Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung empfanden 52 Prozent der Befragten den Islam als bedrohlich. Und in der Mitte-Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung aus dem Jahr 2019 äußerten sich 54 Prozent abwertend über Asylsuchende. Ob bei Polizeikontrollen, an der Diskotür oder bei der Wohnungssuche: Überall gibt es Rassismus. Doch was verstehen wir darunter eigentlich?

Als einer der Ersten benutzte Magnus Hirschfeld in einem posthum 1938 veröffentlichten Werk den Begriff »Rassismus«. Der deutsche Arzt wollte die nationalsozialistische »Rassenideologie« widerlegen – doch so wenig Rassismus mit dem Nationalsozialismus ein Ende fand, so wenig wurde er von den deutschen Nazis erfunden. Bereits im 15. Jahrhundert war im Zuge der spanischen Reconquista von der »Rasse« der Juden oder Mauren die Rede, um Konvertierten die Zugehörigkeit zum Christentum abzusprechen. Und schon im antiken Griechenland wurden »Nicht-Griechen« als »Barbaren« bezeichnet.

Ausgerechnet der Universalgelehrte Aristoteles knüpfte an diese Ausgrenzung seine Rechtfertigung der Sklaverei: Griechen waren demnach zum Herrschen geboren, »Barbaren«

hingegen seien aufgrund ihres Mangels an Vernunft »von Natur aus« zum Dienen bestimmt. Sklaven waren zu dieser Zeit übrigens oft hellhäutig.

Wurden Unterschiede zwischen Menschen(-gruppen) dabei nicht auf menschliches Handeln, sondern auf unveränderliche Merkmale wie das Aussehen und damit verbundene Charaktereigenschaften zurückgeführt, dann spricht der Geschichtswissenschaftler Benjamin Isaac von antikem »Proto-Rassismus«: Es ist der Vorläufer des modernen Rassismus, der erst zu Beginn der Neuzeit entstand. Der Begriff »Rasse« wurde nun systematisch aus dem Tierreich entlehnt, um fortan auch Menschen zu kategorisieren. Dafür eignete sich zunächst vor allem ein einprägsames Merkmal: die Hautfarbe.

Bereits im christlichen Mittelalter galt Weiß als rein, während Schwarz mit dem Teuflichen assoziiert wurde. Mitte des 18. Jahrhunderts wendete der Schwede Carl von Linné (1707–1778) diese Symbolik dann auf die Menschheit an, die er in vier »Rassen« unterteilte: »Weiße«, »Gelbe«, »Rote« und »Schwarze«. Dass solche Einteilungen – und erst recht daran geknüpfte Wertungen – eine »ideologische Kopfgeburt« sind, betont der Soziologe Wulf D. Hund in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel »Wie die Deutschen weiß wurden«. Selbstverständlich gibt es verschiedene Hauttöne, doch die Übergänge sind eben ein Kontinuum. Erst der Rassismus machte daraus vermeintlich natürliche Kategorien und versah diese mit unablösbaren Stigmen.

»OTHERING« – DU BIST NICHT WIE WIR

Inzwischen ist diese Ideologie aber nicht nur vielfach von Biologen widerlegt, sondern ragt spätestens seit den NS-Verbrechen als böse Spitze des Eisbergs aus dem Wasser. Verschwunden ist der Rassismus damit aber keineswegs. Er hat sich vielmehr zu dem transformiert, was die Sozialwissenschaftler Stuart Hall und Étienne Balibar vor etwa 30 Jahren »Rassismus ohne Rassen« nannten. Nicht mehr vermeintlich genetische, sondern meist kulturelle Unterschiede – oder »Defizite« – werden nun konstruiert.

Das Muster aber ist stets das gleiche: Stereotype aufgrund des Aussehens, der vermeintlichen Herkunft oder Kultur sind wichtiger als die Handlungen einer Person. Obwohl uns Europäern Individualität so wichtig ist, wird Menschen diese abgesprochen, indem sie nur als Teil einer Gruppe wahrgenommen werden.

Es ist die Gruppe der »anderen«, die ständig gefragt werden, wo sie denn »wirklich« herkommen – und denen so ihre Zugehörigkeit aberkannt wird, obwohl manche schon in der fünften Generation hier leben. Der Grund ist, dass viele Menschen »deutsch« noch immer mit »weiß« gleichsetzen. Das Gleiche kann übrigens bei der Rede vom »wir« passieren – auch in diesem Essay. Wer ist damit gemeint? Und wer nicht?

»Othering« nennt die Soziologie solche Prozesse. Diese »Veränderung« ist die rassistische Seite der Zugehörigkeit:

Mit der Verortung des »anderen« geht nämlich Ausgrenzung einher – und oft auch Abwertung. Nicht selten werden Migranten hierzulande als Kriminelle oder potenzielle Islamisten wahrgenommen: von Polizisten, aber auch von ihren Mitbürger*innen. Sogar vermeintlich weltoffene Menschen vermieten Flüchtlingen nur ungern eine Wohnung. In Frauen mit Kopftuch sehen viele die unterdrückte, schwache Frau. Oder die Putzfrau – als ob ein Kopftuch und ein Studium sich ausschließen würden. Und selbst Linksliberale haben Angst, sich bei asiatisch gelesenen Menschen mit Corona anzustecken. All das scheint ebenso wie der Gebrauch rassistischer Sprache akzeptabel, solange nicht das Wort »Rasse« fällt – doch letztlich wird es eben oft nur durch Worte wie »Volk«, »Kultur« oder »Ethnie« ersetzt.

Der Soziologe Albert Memmi (1920–2020) definierte Rassismus einst anhand von vier Kriterien: Erstens wird ein Unterschied zwischen Menschen konstruiert, zweitens wird dieser verallgemeinert, drittens hängt daran eine Wertung, und viertens erfüllt dies eine Funktion – etwa Ausgrenzung oder die Rechtfertigung eigener Privilegien. All das trifft auf viele unserer Vorurteile zu, sei es der jahrhundertealte Antisemitismus oder die neuen Ressentiments gegen Geflüchtete.

Die Schwarze deutsche Autorin Alice Hasters hat in ihrem Buch »Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten« beschrieben, was solcher Alltagsrassismus mit Betroffenen macht: »Diese kleinen Momente, sie wirken wie Mückenstiche. Kaum sichtbar, im Einzelnen auszuhalten, doch in schierer Summe wird der Schmerz unerträglich.« Bloß, wer will schon dafür verantwortlich sein? Viele Weiße reagieren empört, wenn sie auf Rassismus aufmerksam gemacht werden. Die US-amerikanische Soziologin Robin Di-Angelo nennt das »Weiße Zerbrechlichkeit«.

Wer Rassismus anspricht, muss also mit Widerstand rechnen. Statt über rassistische Strukturen in Deutschland sprechen wir lieber über die Probleme anderswo. Gern wird auch von »Einzelfällen« geredet und das Strukturelle so individualisiert. Die Anti-Rassismus-Trainerin Tupoka Ogette

nennt diese Welt der Relativierungen »Happyland«. Bloß nicht über den eigenen Rassismus sprechen! Denn dieser macht eben nicht nur die Opfer wütend, sondern auch die Täter. Ihre Wut ist, mit der Psychologie gesprochen, ein »Abwehrmechanismus«: Wir verdrängen und leugnen, wir intellektualisieren und verzerren die Realität, sonst ertragen wir sie nicht.

EUROPÄISCHE ÜBERHEBLICHKEIT

Der Rassismus unserer Zeit ist nämlich untrennbar mit Europas Geschichte und unserem Selbstverständnis verbunden. Natürlich gibt es Menschenhass seit jeher und beinahe überall. Doch nicht immer kann man von Rassismus sprechen. Als Ideologie ist dieser vielmehr ein Produkt des modernen europäischen Machtstrebens: Es ist, wie die Rassismusforscherin Susan Arndt schreibt, »das paneuropäische Projekt, »Menschenrasen« zu erfinden, um dem europäischen Kolonialismus als Schwert und Schild zu dienen«.

Mit dem Beginn der Moderne wehte der Geist von Humanismus, Renaissance und Aufklärung durch Europa. Das neue Weltbild fand seinen Ausdruck etwa in der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Doch zugleich führten europäische Mächte ab dem 15. Jahrhundert brutale Kolonialkriege, in denen Millionen Menschen versklavt, vergewaltigt und getötet wurden. Dieser offene Widerspruch sollte gekittet werden. Es entstand eine perfide wie grausame Pseudowissenschaft: die Rassenideologie, eine Art Ranking der Menschheit – hier die Weißen Herrenmenschen, dort die nicht Weißen Untermenschen.

Je aufgeklärter die Europäer wurden, desto fanatischer überzogen sie die Welt mit ihrer Vorstellung von Vernunft. Und desto herablassender blickten sie auf die »anderen«, die eben erst aufgeklärt werden mussten – oder denen die Fähigkeit dazu abgesprochen wurde. Und so ist Rassismus, wie der Historiker Christian Geulen schreibt, »Teil unserer modernen Rationalität«. So glaubte Immanuel Kant, die aufgeklärte Menschheit erreiche ihre größte Vollkommenheit »in der Race der Weißen«.

Schwarze hingegen seien »weit tiefer, und am tiefsten steht ein Teil der amerikanischen Völkerschaften«. Juden waren für Kant eine »Nation von Betrügnern«. Der Universalismus des Mannes, der Freiheit, Gleichheit und Vernunft propagierte, endete also an den Stadtoren von Königsberg.

Doch Kant stand damit keinesfalls allein da. Der Aufklärer Voltaire (1694–1778) etwa bezeichnete Juden als »Abschaum der Menschheit«, der große Dialektiker Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) sah bei Schwarzen Menschen

»nichts an das Menschliche Anklingende« – aber immerhin als Sklaven seien sie zu gebrauchen.

Waren sie alle bloß Kinder ihrer Zeit? Diese Entschuldigung ist ebenso gängig wie reaktionär. Natürlich gab es Zeitgenossen Kants, die seinem Rassismus widersprachen. Vor allem aber waren auch diejenigen, auf die die Europäer herabschauten, Kinder dieser Zeit – und viele von ihnen leisteten gegen ihre Entmenschlichung Widerstand. Ab dem 17. Jahrhundert gab es abolitionistische Bewegungen gegen die Sklaverei. Ihre Protagonisten waren Weiße und Schwarze, etwa der ehemalige Sklave und Schriftsteller Olaudah Equiano (1745–1797). In Haiti führte der Widerstand zur Befreiung von den Franzosen.

Doch die Stimmen des Widerstands werden bis heute ignoriert. Lieber wird in den Feuilletons wie in den Hörsälen versucht, die Ikonen der Aufklärung gegen jeden Verdacht zu verteidigen. Trotz aller Verdienste gaben aber ausgerechnet die Aufklärer dem europäischen Überlegenheitsgefühl ein theoretisches Fundament. Dieses Gefühl fand seine deutsche Entsprechung übrigens in der nationalromantischen Verherrlichung einer »Volks-« oder »Kulturnation«, für die entweder eine angebliche Abstammungsgemeinschaft oder vermeintlich »deutsche Werte« und ein »deutscher Geist« beschworen wurden.

Diese Verschmelzung von Rassismus und Nationalismus erreichte ihren traurigen Höhepunkt im mörderischen Wahn einer »reinrassigen Volksgemeinschaft«. Verschwunden ist seither freilich weder das europäische noch das deutsche Überlegenheitsgefühl – heute geht es eben um teure Autos, Menschenrechte oder große kulturelle Leistungen. Europäer sehen es nach wie vor vielfach als ihr Recht an, dass es ihnen besser geht als anderen.

Vor diesem Hintergrund wird klar, warum die Psychologin Grada Kilomba Rassismus als »Vorurteil kombiniert mit Macht« beschreibt. Rassismus diene stets den Mächtigen. Daher lässt sich kaum vom »Rassismus gegen Weiße« sprechen. Der Aufstieg Europas ist wie unser heutiger Reichtum untrennbar mit den kolonialrassistischen Raubzügen verbunden. Und so wie diese sich in eine moderne Form der Ausbeutung transformiert haben, so wirkt auch der Rassismus bis heute – an den europäischen Außengrenzen und auf den Straßen, in Schulbüchern, staatlichen Strukturen

und unseren Köpfen. Wir können das weiterhin wegdiskutieren. Oder endlich anerkennen, dass Rassismus tief in unseren Poren sitzt.

Dazu würde gehören, blinde Flecken auszuleuchten – die deutschen Kolonialverbrechen etwa sowie den tief sitzenden Antisemitismus. Und natürlich den Rassismus der Aufklärung, der bis heute in unsere Mitte wirkt. Würde das auch implizieren, sich von den aufklärerischen Idealen zu distanzieren? Und vielleicht sogar, Menschenrechte zu relativieren – etwa weil man aus Angst, ein Rassist zu sein, Frauenrechte nicht mehr gegen radikal-religiöse Sichtweisen verteidigt? Keinesfalls. Vielmehr geht es darum, Menschenrechte bei uns selbst zu verwirklichen. Dasselbe gilt für die Ideen der Aufklärung: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Das heißt, dass wir, um ein besseres Leben für alle zu ermöglichen, immer wieder kritisch mit uns selbst ins Gericht gehen. Und uns so selbst aufklären. Als Menschen. Und als Gesellschaft.

Das aufklärerische Licht auf uns selbst zu werfen, heißt aber nicht nur, die Aufklärung von ihrer Selbstherrlichkeit und dem europäischen Machtanspruch zu lösen, sondern auch die Grenzen der Vernunft zu erkennen. Denn im Kampf gegen Rassismus braucht es mehr als nur gute Argumente. Um Marginalisierten Teilhabe zu ermöglichen, müssen Weiße Menschen ihre Pfründe nicht nur hinterfragen, sondern auch bereit sein, diese aufzugeben. Es geht also um Macht. Und darum, diese zu teilen. Das erzeugt Widerstände.

Der Weg zu einer weniger rassistischen und gerechteren Gesellschaft ist zudem immer auch ein emotionaler: weil Selbstkritik wehtut. Und weil Selbstaufklärung nur mit Empathie für von Rassismus Betroffene funktioniert. Ihre Stimmen gilt es zu hören – ohne sie freilich für antirassistische Aufklärungsarbeit verantwortlich zu machen. Schließlich ist Rassismus nicht nur für das Leid der einen, sondern auch für die Privilegien der anderen verantwortlich. Daraus folgt, dass sich Weiße Menschen, die antirassistisch sein wollen, nicht mehr mit dem Verweis auf ihr angebliches Nichtbetroffensein wegducken können. Nicht die Opfer einer Ungerechtigkeit sollten nämlich für deren Abschaffung verantwortlich sein, sondern die Profiteure. •

[LEKTÜRE]

– ALICE HASTERS

Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten

HANSEBLAU, 2019

Ein Buch über Alltagsrassismus – und über seine Verursacher.

– SUSAN ARNDT

Die 101 wichtigsten Fragen – Rassismus

C. H. BECK, 2012

Das kurzweilige Lesebuch räumt mit allerlei Mythen auf.

– TUPOKA OGETTE

Exit Racism: Rassismuskritisch denken lernen

UNRAST VERLAG, 2018

Eine Anleitung für Weiße Menschen, die rassismuskritisch sein wollen.

– WULF D. HUND

Wie die Deutschen weiß wurden

J. B. METZLER, 2017

Eine Spurensuche, die zu überraschenden Erkenntnissen führt.

[BEGRIFF]

KRITISCHES WEISSSEIN

Weiße Menschen denken selten über ihre Hautfarbe nach – schließlich gilt die, zumindest in Europa, als normal. Doch an der vermeintlichen Normalität hängen Privilegien: Weiße müssen sich nicht mit Rassismus befassen. Sie werden deshalb nicht bedroht oder ausgegrenzt. Solche Privilegien auf den Prüfstand zu stellen, ist nicht leicht – man wird Schuld, Scham und Wut erleben. Die Forschung nennt diesen Prozess »kritisches Weißsein«. Dabei gilt es, Betroffenen von Rassismus beizustehen und zuzuhören. Es geht um Engagement und Selbstkritik statt Selbstzufriedenheit. Und es geht darum, rassistische Sprache zu meiden, denn Sprache schafft Wirklichkeit. Deshalb werden, um den sozialen Charakter der Hautfarben zu betonen, »Schwarz« und »Weiß« in diesem Text meist groß geschrieben.